

Das Letztere war das Wichtigste. Jene Versammlung entwickelte bereits die Ideen, die 12 Jahre später, nach dem großen Kriege, endlich zur allgemeinen Geltung kamen.

Erna.

Rovelle von L. Haidheim.

(3. Fortsetzung.)

Auch die Generalin und die blonde Schwägerin setzten ihm nur die kälteste Höflichkeit entgegen. Keine wollte mit ihm zu thun haben.

Noch nie war er ihnen so verhaßt gewesen wie jetzt, obwohl sie ihn längst nicht leiden konnten.

Früher, als er um Hedwig warb, hatten der General und seine Gemahlin sich täuschen lassen und ihm die Nichte gegeben. Nun mußten sie ihn hochhalten vor der Welt. Die Rücksicht vor der Welt fiel auch dem General wieder ein.

„Sie werden es ebenso für wünschenswerth halten, Ryburg, wie es für Erichs Zukunft wichtig ist, daß die nur ihn selbst und diese armen Kinder treffende Unglücksgegeschichte nicht in den Mund der Leute kommt. Ich bitte Sie, das nicht zu vergessen.“

„Gewiß! gewiß! mit größtem Vergnügen; das heißt, ich wollte sagen selbstverständlich.“

Nicht ein Schimmer von dem Bewußtsein seiner schweren Verschuldung an dem jüngeren Schwager war in dem lächelnden Gesicht zu lesen.

Wieder lockte der Horn in dem General auf und stieg ihm in dunkler Blutwelle in die Stirn.

Aber wozu? Ryburg galt längst bei der ganzen Familie als „unheilbar“, und dennoch blieben sie alle zweifelhaft, ob ihm wirklich das Verhältniß für gewisse einfachste Rechtsgrundsätze abgehe, ob er nur ein Dichtwörter oder ein beschränkter Kopf sei, dem ein guter Fond von allgemeinen Kenntnissen und vor Allem ein gutes Theil Schlaubeit beigegeben.

Nach außen hin galt er eben nur als unbedeutend; seine harmlose Weise ließ ihn nirgends anstoßen, seine Bereitwilligkeit, der Meinung dessen zuzustimmen, mit dem er gerade sprach, verschaffte ihm sogar den Ruf eines bequemen liebenswürdigen Gesellschafters. Das wußte er und in diesem Renommee sonnte er sich.

Im Kreise der Seinigen sah man freilich tiefer, er schien es nicht zu ahnen und machte sich ausgiebig die Liebe zu nütze, welche seiner reizenden Frau von allen Seiten gezollt wurde.

Der General und Erich hatten den Salon verlassen, und während sie, ohne auch nur mit einer Silbe die bitteren Gefühle zu berühren, welche sie beide gegen Ryburg erfüllten, ernst und bis zur körperlichen und seelischen Ermüdung die Lage Erichs hin und her beleuchteten und seine Zukunftsmöglichkeiten erwogen, sagte Graf Ryburg zu den Damen mit der Miene eines Beschüßers:

„Was meint Ihr, wo ich gewesen bin? Die liebe Kleine hat am Ende gar gedacht, ich bekümmerte mich nicht um den armen Jungen?“ Er streichelte dabei zärtlich das Haar seiner jetzt sehr blaffen Frau, in deren blauen Augen nicht wie sonst ein stiller geduldiger Kummer lag, sondern Ungebuld und eine große Nervosität.

„Nun?“ fragten die Generalin und Emmy. Sie hatten nicht eben Vertrauen zu der Hoffnung, die sein Ton in ihnen wecken sollte.

„Auf Froyberg war ich und habe dem Better eine Andeutung gemacht, natürlich in der zartesten Weise, daß Erich ein zeitweiliger Landaufenthalt gut thun würde. Er nahm dienstliche Gründe an, ich ließ ihn dabei. Uebrigens schien ihm die Sache sehr erwünscht. Froyberg kommt „zufällig“ heute herein und labet Erich zu sich.“

Die Frauen sahen sich betroffen an.

„Das hätten Sie doch lieber nicht thun sollen,“ begann die Generalin, und zupfte mit unsicherer Hand an den Bändern ihres Häubchens.

„Die Mühe hätten Sie sich sparen sollen, Schwager, Sie wissen doch, wie Erich und Froyberg stehen!“ rief zu gleicher Zeit Theodora.

„Ja, meine liebe Theo, ich weiß es, aber in der Noth frisst der Teufel Fliegen, verzeihen Sie das vulgäre Sprichwort. — Ich bin überhaupt der Meinung, daß es unrecht ist, den Better so vollständig links liegen zu lassen. Er ist ein guter Kerl, und wenn er nicht heirathet, ist Erich sein Erbe.“

„Ach gehen Sie doch! Froyberg ist noch nicht vierzig,“ wies seine Schwägerin ihn ärgerlich ab.

„Nun — und wenn er heirathen wollte, so ist er die brillanteste Partie, die ein Mädchen machen kann.“

Und dabei glitt des Grafen lächelnder Blick über Emmy hin, die das blonde Köpchen aufwarf und abweisend die Achsel zuckte.

„Du meinst es gewiß sehr gut, lieber Albert,“ sagte sanft seine Frau, „aber Du hättest doch lieber erst hören sollen, was der Onkel dazu sagt und ob Erich seine Abneigung gegen Froyberg überwunden hat. Du weißt, damals in der Erbschaftsache —“

„Aber, bestes Kind, das sind alte Geschichten! Laß sehen, — sieben Jahr! Und daß Froyberg des alten Herrn Testament umstieß und sich in den Besitz des Vermögens setzte, zu welchem er genau dieselbe Verwandtschaftsberechtigung hatte, wie Erich — das kann ihm kein Mensch abelnahmen.“

„Nein, gewiß nicht,“ mischte die Generalin sich in

das Gespräch, „und Erich wäre der Letzte gewesen, sich zu beklagen. Aber die Art und Weise —“

„Die Tante hat ganz recht, die Art und Weise ist es, welche Erich und wir für unschön fanden. Es läßt sich eine Sache oft rechtlich nicht verurtheilen, und ein anständiger Mensch fühlt sich dennoch davon verletzt,“ sagte Theo mit einem finsternen Blicke und abweisenden Ton.

„Nun, am Ende hat doch Erich die Entscheidung! Albert handelte jedenfalls in der besten Absicht!“ wandte seine Frau milde ein.

„Mein armes, liebes Herzchen! Wollen sie Deinem Albert weh thun?“

Graf Ryburg streichelte dabei wieder die Hand seiner Frau, und sein Ton klang belustigt und dankbar für diesen neuen Beweis ihrer Zärtlichkeit.

Sie liebte ihn abgöttisch; — es gefiel ihm wenigstens so zu glauben, und vor Allem, es andere nach besten Kräften glauben zu machen.

Gräfin Hedwig seufzte. — Sie war die schönste der drei Schwestern Willwart, und wenn auch auf ihren Zügen nicht mehr die Frische der Jugend lag, so trugen sie dafür einen Ausdruck von innerem Leben, der außerordentlich anziehend wirkte. Man sprach noch eine Weile hin und her. Die Damen mußten zugestehen, daß es das Beste sei, Erich glauben zu lassen, Froyberg komme zufällig. Ein schroffes Ablehnen des verwandtschaftlichen Besuchs, der immerhin nach der jahrelangen Entfremdung nicht thunlich gewesen, wenn man nicht von Neuem den Leuten zu reden geben wollte.

Als sich vor sieben Jahren die Erbschaftsgegeschichte abspielte und sogar in den Zeitungen besprochen wurde, hatten sie alle dieses Hereinziehen ihres Namens in die Oeffentlichkeit sehr peinlich empfunden, wiewohl es Froyberg war, der getadelt wurde. Dann, als man einig darüber geworden, vor Allem auch dem General zunächst nichts zu sagen, nahm Graf Ryburg den Arm seiner Gemahlin und ging mit ihr nach Hause. Sein ganzes Aussehen war das eines Mannes, welcher sich mit Befriedigung bewußt ist, ein ganz vortrefflicher Mensch und ein angenehmer Kerl zu sein.

„Er hat gut lächeln! Sein Majorat kann ihm kein Mensch antasten, und hat er denn wohl mit einer Silbe davon geredet, daß er uns Entschädigung geben wolle?“ klagte Emma hinter ihm her.

„Als wenn er nicht schon so viel Abzüge für seine Gläubiger machen lassen müßte, daß man überhaupt nicht begreift, wovon sie existiren?“ seufzte die Generalin.

„Und deshalb spielt er an der Börse und spekulirt! Der arme, arme Erich!“ schluchzte händeringend jetzt Theodora auf. „Der arme, unglückliche Erich! Er muß den Dienst quittiren! Kein Gedanke daran, Offizier zu bleiben!“

Sie weinten jetzt alle drei aus vollem Herzen. — Theo wußte nicht, wen sie mehr beklagen sollte, sich selbst und Diringen, oder Erich. —

III.

Als der Letztere später nach Hause ging, jetzt vollkommen mit sich darüber im Klaren, daß er sein Lebensschiff unrettbar selbst zum Stranden gebracht, fuhr eine elegante Equipage an ihm vorüber.

Er würde dieselbe ebenso wenig bemerkt haben wie alle die andern Wagen und Menschen, die ihm begegneten, hätte nicht eine der beiden darin sitzenden Damen sich mit einer besonderen Hast nach ihm umgesehen.

Er grüßte mechanisch. Sicher eine Dame seiner Bekanntschaft, erkannte hatte er sie nicht und in der nächsten Minute war er auch schon wieder in seine peinlichen Gedanken vertieft.

Sein Bursche überreichte ihm, als er zu Hause anlangte, ein für ihn angekommenes Briefchen mit Geld beschriftet.

„Wer brachte es?“ fragte er mechanisch.

„Ein Diener! Ich kannte die Livree nicht,“ antwortete der Bursche.

Das Couvert war von einer Männerhand geschrieben. Er öffnete es. Richtig, das Geld von dem kleinen Mädchen. — Und der Herr Papa schickte es. Erich sah nach der Unterschrift: „Robert Kaland“ — ein gänzlich unbekannter Name.

Der Mann schrieb aber durchaus angemessen; mit möglichster Kürze dankte er verbindlichst in seinem und seiner Tochter Namen für den der Letzteren geleisteten Dienst und schickte den Betrag zurück.

Wieder stand das junge Mädchen vor seiner Phantasie, deutlich, bis auf den kleinsten Zug ihm erinnertlich.

Wer sie wohl sein mochte? Ein Diener brachte den Brief? War er der ihres Vaters — ihrer Herrin?

Aber dann verschwand das Bild und der Gedanke wieder in dem düsteren Gewöl, in dem er sich wie verirrt vorkam.

(Fortsetzung folgt.)

Bermischte Nachrichten.

— Berlin. Auf der Sanitätswache in der Invalidenstrasse erschien Freitag Nachmittags der zwanzigjährige Kaufmann Reinert, um ärztliche Hülfe in Anspruch zu nehmen. Als der Patient ein um den Kopf geschlungenes Tuch, welches als Nothverband diente, abnahm, zeigte sich, daß die Nase, nur noch

durch einen Hautzipfel mit dem Gesicht verbunden, über den Mund hinweg hing. Reinert war in der Friedrichstraße auf eine achtlos weggeworfene Kirische getreten, ausgeglitten und so unglücklich in das Schaufenster eines Wäschegeschäftes gefallen, daß er sich dabei die geschilderte Verletzung zuzog. Er mußte, nachdem er in der Sanitätswache, den ersten Verband erhalten, in die Klinik in der Ziegelstraße aufgenommen werden, wo es hoffentlich der ärztlichen Kunst gelingen dürfte, die Nase des Patienten anzuhängen. Die Urheberin jenes Unglücks war ein junges Mädchen, die Tochter eines Hausbesizers in der Karlstraße, sie hatte die Kirische aus einer Dütte achtlos auf den Straßbaum geworfen. Nun haben die Eltern sowohl für die zertrümmerte Fensterscheibe, welche einen Werth von 450 Mark repräsentirt, als auch für die erheblichen Kurkosten des verunglückten Kaufmanns Reinert aufzukommen.

— Beim Impfen ist einem Arzt im Centrum Berlins vor einigen Tagen ein seltenes Mißgeschick passiert. Derselbe war eben dabei, einem kleinen Mädchen die Lymphbeize zu bringen, als dasselbe mit dem Nerven eine plötzliche Bewegung machte. Dabei gerieth die Spitze der Pincette in die linke Backe des Kindes. Dagegen war sofort nichts zu machen, das Kind ist nun einmal im Gesicht geimpft, und die eine Pocke auf der Wange ist besser entwickelt, als die Uebrigen auf dem Oberarm. Ob die Narbe mit der Zeit verschwinden oder ob das Mädchen dieselbe zeitlebens als Schönheitspflaster wird tragen müssen, muß eben abgewartet werden.

— Die Sprache der Affen. „Der New-York Herald“ vom 8. Juni 1891 bringt eine interessante Abhandlung über die Frage, ob sich die Affen in Worten ausdrücken. Wir wollen hiervon nur einige Thatfachen hervorheben. N. L. Garner machte in den zoologischen Gärten von New-York, Philadelphia, Cincinnati und Chicago Jahre lang Versuche, die von den Affen ausgestoßenen Laute zu deuten, diese selbst auszusprechen, zu lernen und zu wiederholen. Da dies mit großen Schwierigkeiten verbunden war, namentlich der Aussprache halber, kam Garner auf die Idee, den Phonographen zu Hülfe zu nehmen. Er brachte zwei Affen, die er vorher in einem Käfig gehalten hatte, in zwei fern von einander stehende Käfige. Dann stellte er den Phonographen vor dem Käfig des Weibchens so auf, daß dessen ausgestoßene Laute von dem Apparate aufgenommen wurden. Als er darauf den Phonographen vor dem Käfig des Männchens diese Laute wiederholen ließ, da zeigte dieses eine wahre „Affenfrenude“. Da sein erlautetes Gesicht, trotz Befestigung des Apparates von allen Seiten, das vermeintliche Weibchen nicht entdecken konnte, steckte der Affe Hand und Arm in den Schalltrichter des Phonographen, worauf er dann wieder ganz erfreut den wohlbekannten Lauten horchte. Auch das Weibchen erkannte die Laute ihres Gefährten durch den Phonographen, zeigte sich jedoch weniger gerührt dadurch. Garner fühlte sich durch dieses Resultat ermutigt. Sein Streben war, die ausgestoßenen Laute zu interpretiren. Er wollte sich davon überzeugen, ob der Affe ein ihm vorgesagtes Wort der Affensprache verstehe und dessen Meinung und Bedeutung erfasse. Der Erfolg blieb nicht aus. Nach langer Uebung mit Hülfe des Phonographen machte Garner Fortschritte in der Aussprache. Er beschrieb selbst ausführlich, wie er dazu gekommen, einen gewissen Laut der Affen als „Hunger“ oder „Essen“ zu deuten; ein anderes „Wort“ kann nach seinen Versuchen nichts Anderes bedeuten als „Durst“ oder „Trinken“. Auch „Sturm“, „Gefahr“ und andere Worte fand Garner aus und sagt, daß all diese Laute von einander vollständig verschieden und von den Affen immer nur in einer und derselben Weise und sehr anschaulich gedeutet werden. Im Februar machte Garner Bekanntschaft mit einem Kapuzineraffen in Charleston, S. C. Das Thier zeigte sich außerordentlich freundlich und fraß aus seiner Hand. Als aber Garner den von ihm selbst als „Gefahr“ übersetzten Laut ausstieß, zog sich das vorher zutrauliche Thier erschreckt in die hinterste Ecke des Käfigs und will seither nichts mehr mit Garner zu thun haben. Diese und andere Versuche sind nur die ersten Anfänge des Studiums der Affensprache. So viel ist erwiesen, daß die Affen, wie die Menschen, die Lippen auch zum Sprechen gebrauchen, dagegen, im Gegensatz zu vielen Menschen, sprechen die Affen nur wenn's nöthig ist.

— Ein neues Wundheilmittel, welches das Iodoform ersetzen soll, ist von zwei Breslauer Forschern, Dr. Liebrecht und Heinz, vor Kurzem entdeckt worden: das Dermatol. Es ist ein wismuthhaltiger Körper, welcher wie das Iodoform, in Form eines feinen gelben Pulvers hergestellt wird. Im Gegensatz zu dem Iodoform ist das Dermatol völlig geruchlos und durchaus giftfrei; dabei wirkt es stark antiseptisch (fäulnißwidrig), und ist wegen seiner gleichzeitig austrocknenden Wirkung auch in allen Fällen, wo es sich um nässende Ausschläge, Brandwunden, Geschwürchen und dergleichen handelt, zu verwenden.

— Tanz und Touristik. Der „Tourist“ berechnet, daß eine Dame in einer Ballnacht bei den jetzt gebräuchlichen Tänzen, wenn sie dieselben alle mittanz, nach Schritten gerechnet, einen Weg von etwa 30 Kilometern zurücklegt und zwar auf den